

FORSCHUNGSBERICHT

Dirk Naguschewski

Muttersprache als Bekenntnis?
Bemerkungen zum Französischen in Afrika

Muss man das Französische in Afrika nach mehr als dreißig Jahren völkerrechtlicher Unabhängigkeit noch immer als eine fremde Sprache der als frankophon zu bezeichnenden Staaten und seiner Bewohner ansehen? Oder ist es mittlerweile denkbar, Französisch als eine eigene Sprache Afrikas zu bezeichnen? Dies sind die Grundfragen, die meiner Dissertation zugrunde lagen.¹

1. Zwischen Vertrautheit und Zugehörigkeit: Das Recht auf die eigene Sprache

Eine der grundlegenden Schwierigkeiten besteht zunächst darin, zu einer umfassenden Definition von Muttersprache zu gelangen, mithin darüber Klarheit zu erzielen, was eine 'eigene Sprache' entscheidend charakterisiert. Sowohl dt. „Muttersprache“ als auch frz. „langue maternelle“ gehören beide der Alltagssprache wie auch der sprachwissenschaftlichen Fachterminologie an, eine eindeutige Bedeutungsbestimmung kann somit nicht geleistet werden. Eine Klärung erscheint aber umso dringlicher, als die herausragende Bedeutung der Muttersprache für die Konstruktion von kollektiver (gegebenenfalls nationaler) Identität kaum zu bestreiten ist und sich in den letzten Jahren Stimmen gehäuft haben, die ausdrücklich ein „Recht auf Muttersprache“ im Sinne eines Menschenrechts gefordert haben, wie es sich beispielsweise in der „Universal Declaration of Linguistic Human Rights“ (1990) manifestiert. Dabei wird schnell deutlich, dass für das Konzept der Muttersprache, dessen einzelsprachliche Bezeichnungen etymologisch auf das Mittellatein der Gelehrten des 12. Jahrhunderts zu-

1 Der vorliegende Text ist eine modifizierte Fassung des Fazits meiner Dissertation, die im März 2002 am Institut für Romanische Philologie der Freien Universität Berlin eingereicht wurde. Sie erscheint unter dem Titel *Muttersprache als Bekenntnis. Status und Ideologien des Französischen im frankophonen Afrika* im Leipziger Universitätsverlag (2003).

rückzuführen sind, keine universell gültige Definition zu geben ist: Aufgrund der einzelsprachlichen Wortgeschichten bestehen durchaus unterschiedliche Auffassungen von „Muttersprache“ und „langue maternelle“; in der Sprachwissenschaft ebenso wie in den gemeinsprachlichen Wörterbüchern, innerhalb der jeweiligen Sprachgemeinschaften ebenso wie im Sprachvergleich.

Die auf Grundlage lexikographischer Bedeutungsangaben durchgeführten semantischen Analysen von „Muttersprache“ und „langue maternelle“ zeigen drei wiederkehrende Aspekte: Herkunft, Kompetenz und Identität. Offensichtlich ist es aber möglich, lediglich bestimmte Aspekte als relevant anzusehen. Geschieht dies zugunsten des Merkmals 'Identität', was mehr und mehr der Fall ist, dann handelt es sich bei der Statuszuschreibung 'x ist meine Muttersprache' tatsächlich um ein Bekenntnis in dem Sinne, wie Florian Coulmas dies formuliert hat:² Dann ist Muttersprache weder eine Sprache, die man besonders gut beherrscht, weil man mit ihr aufgewachsen ist, noch die Sprache des Landes, in dem man geboren wurde. Muttersprache wäre demnach die Sprache, mit der sich ein Mensch in herausragender Weise identifiziert.

Diese uneindeutigen Konturen von Muttersprache und langue maternelle führen zu einem dazu, dass sie sich als Fachtermini für demographische Untersuchungen als problematisch, wenn nicht gar unbrauchbar erwiesen haben. Andererseits bieten beide Wörter aufgrund ihrer Polysemie mannigfaltige Möglichkeiten, als Statuszuschreibung in die Konstruktion von Identität einzugehen; und diese muss, bei allen Vorbehalten gegenüber einer mutmaßlichen Zwangsläufigkeit, als eines der bedeutendsten gesellschaftlichen Bedürfnisse unserer Zeit angesehen werden. Denn angesichts der allgegenwärtigen Globalisierungstendenzen findet eine Neudefinition dessen statt, was das Eigene ausmacht, eine Rückbesinnung darauf, was unter keinen Umständen aufgegeben werden soll.

Gleichzeitig macht diese begriffliche Unschärfe die Forderung nach einem universellen Recht auf Muttersprache überaus angreifbar, denn welche soll die Muttersprache eines Menschen sein: diejenige seiner Vorfahren, diejenige, die er am besten spricht, oder diejenige, mit der er sich identifiziert? Und wem obliegt die Entscheidung über die 'richtige' Antwort? Diese Fragen können abschließend nicht geklärt werden; die Thematisierung vermeintlicher Selbstverständlichkeiten, deren Problematik sich in diesem Fall erst aus einem Sprach- (und Kultur-)Vergleich ergibt, scheint mir aber überaus wichtig, um nicht in den Fehler zu verfallen, vor

2 F. Coulmas, „Muttersprache – auf Gedeih und Verderb?“, in: *Merkur*, 49.2 (1995), S. 120-130.

dem Hintergrund einer sich vermeintlich vereinheitlichenden Welt paradoxerweise mit Hilfe universalistischer Argumente Partikularitäten bis zu einem Punkt zu verteidigen, der Veränderung an sich als bedrohlich erscheinen lässt, wenn nicht gar ausschließt. Ebenso muten die Vorstellungen einer ethnolinguistischen Demokratie naiv an: eine vollständige Gleichberechtigung von Sprachgemeinschaften mag eventuell noch in einem Staatswesen zu verwirklichen sein, in dem die Sprachenvielfalt überschaubar ist, die Sprachen untereinander in Hinblick auf Ausbau und Standardisierung vergleichbar sind und alle Bewohner über den gleichen Zugang zu Sprache als Bildungsressource verfügen. Speziell in Afrika ist daran nicht im Ansatz zu denken. Nicht nur herrscht dort eine kaum zu überschauende Sprachenvielfalt, so dass sich mannigfaltige Situationen gesellschaftlicher Vielsprachigkeit und individueller Mehrsprachigkeit beobachten lassen; diese Situation führt auch dazu, dass sich in diesem Kontext ungemein differenzierte Einstellungen zum Thema Sprache analysieren lassen – auch von Nicht-Sprachwissenschaftlern.

Im Anschluss an die allgemeinen Erörterungen zu den Bedeutungsaspekten von dt. „Muttersprache“ und frz. „langue maternelle“ wie auch in den Überlegungen zu Merkmalen eines möglichen übereinzelsprachlichen Konzepts *Muttersprache* versucht die Arbeit zu zeigen, wie auf der Ebene der Diskurse in Bezug auf das Französische in Afrika die Konstruktion von Identität artikuliert wird. Auf diesem Wege lässt sich auch meine Kritik an der Universalität des Muttersprachenbegriffs untermauern. Ich habe dafür verschiedene Diskursfelder ausgesucht, die einander ergänzen: Zum einen Verfassungstexte, die den juristischen Rahmen der afrikanischen Staatsgesellschaften mitbestimmen, zum anderen individuelle Einstellungen, in denen der offizielle Rahmen reflektiert und mit eigenen Erfahrungen verknüpft wird. Erst in der Zusammenschau ergibt sich ein hinlänglich scharfes Bild der Problematik, die sich vor allem darin zeigt, dass der Idealismus eines Rechts auf Muttersprache in der Praxis auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten stößt, sowohl hinsichtlich politischer bzw. juristischer Regelungen der Vielsprachigkeit als auch bezüglich der Sprachenwahl von mehrsprachigen Menschen, die letzten Endes eher pragmatischen Erwägungen folgen als ideologischen Überzeugungen.

Exemplarisch wurden ausgewählte juristische Texte (Grundlagentexte der Organisation der Afrikanischen Einheit bzw. der Afrikanischen Union und der institutionalisierten Frankophonie sowie die Verfassungen der als frankophon zu bezeichnenden Staaten) daraufhin untersucht, wie in ihnen der Status des Französischen festgeschrieben wurde. Dabei zeigt sich, dass Französisch zwar nirgends als *langue maternelle* bezeichnet wird, es aber als *langue de travail* (OAU/UA, AIF) oder *langue officielle* der staatlichen

Verfassungen durchaus in die Selbst-Definition der afrikanischen Staaten Eingang gefunden hat. Es kann dies als ein Prozess der Aneignung bewertet werden, der zu einer objektiven sozialen Zugehörigkeit des Französischen führt. Gleichwohl erscheint Französisch aber noch frei von affektiven Bindungen. Demgegenüber werden die autochthonen Sprachen als *langues nationales* dem kulturellen Erbe und somit eindeutig dem Eigenen zugerechnet.

Ergänzend hierzu zeigt ein Sprachstufenvergleich der Verfassungstexte, dass der Faktor Sprache mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, so dass heute fast sämtliche afrikanische Staaten explizite Ausführungen zur staatlichen Vielsprachigkeit enthalten, wobei auch dem Status der *langues nationales* große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Dies bestätigt, dass die Förderung der autochthonen Sprachen als politisches Desiderat gilt. Und doch bleibt dieser Diskurs ein primär juristischer, der zudem deutlichen Homogenisierungstendenzen unterworfen ist, da sich die auf französisch geschriebenen Verfassungen stark an derjenigen Frankreichs orientieren. Verfassungsgarantien und allgemeine Erklärungen zur Wahrung der Menschenrechte – zumal die in den Präambeln niedergelegten – sind deshalb in erster Linie Absichtserklärungen, bzw. sie charakterisieren, wie ein idealer Zustand sein könnte. Selbstverständlich erlaubt das Vorhandensein einer Bestimmung zur Förderung der nationalen Sprachen noch lange nicht den Schluss, dass diese auch konkret gefördert werden.

2. Zwischen eigen und fremd: Einstellungen zum Französischen in Afrika

Anhand der Einstellungen von Schriftstellern, Sprach- und Literaturwissenschaftlern habe ich zu ergründen versucht, wie diese die Beziehung zwischen der französischen Sprache und afrikanischen Menschen deuten. Die von mir untersuchten Autoren (Léopold Sédar Senghor, Louis-Jean Calvet, Jean-Pierre Makouta-Mboukou, Pierre Dumont, Mongo Beti, Guy Ossito Midiohouan und Ambroise Kom) artikulieren sowohl ihr persönliches Verhältnis zur französischen Sprache als auch den Stellenwert des Französischen für Afrika. Dabei zeigen sich erstaunliche Unterschiede in der Bewertung. Während für Senghor das Französische eine *langue de culture* ist, und er ihr sowohl soziale Zugehörigkeit wie auch kulturelle Vertrautheit zuspricht (ohne deshalb gleich seine originäre *langue maternelle* zu negieren), ist sie für Makouta-Mboukou eine *langue étrangère*, die zwar von einer objektiven sozialen Zugehörigkeit im Hinblick auf die frankophonen Staaten Afrikas gekennzeichnet ist, die ihm aber in Bezug auf den Einzelnen als subjektiv nicht zugehörig gilt. Demgegenüber übt Calvet vor

allem eine ideologische Kritik am Französischen als *langue dominante* und sieht zudem in den Unternehmungen der institutionalisierten Frankophonie vor allem die Erneuerung des französischen Machtstrebens. Diese Linie wird von Mongo Beti, Midiohouan und Kom bis in die heutige Zeit verlängert. Sie schätzen das Französische auch weiterhin im wesentlichen als sozial nicht zugehörig ein, als *langue de désocialisation*, selbst wenn es mehr und mehr junge Afrikaner gibt, die keine autochthone Sprache mehr beherrschen, die praktische Vertrautheit mithin verschwunden ist. Dumonts Position befindet sich in dieser Zusammenschau in der Mitte: Er ist sich sowohl der (eingeschränkten) sozialen Zugehörigkeit der französischen Sprache bewusst, als auch ihrer Möglichkeit, langfristig zu einer kulturell vertrauten Sprache zu werden, die dem Eigenen zuzurechnen ist. Deshalb kann sie von ihm auch als *langue africaine* bezeichnet werden – auch wenn dies eingeständenermaßen auf Widerstände stößt.

Entsprechend den sich aus der semantischen Analyse ergebenden Bedeutungsmöglichkeiten hat sich also bestätigt, dass es ebenso gut möglich ist, das Französische als fremd zu bezeichnen wie auch, es als eigen zu erfahren. Als ausschlaggebend erweist sich einmal mehr die jeweilige Einstellung des Sprechers und die Bedeutung, die er dem Französischen als Sprache der Identität beimisst. Und da man sich bei der Konstruktion von Identität immer im Feld des Mythologischen bzw. Ideologischen bewegt, scheint fast alles möglich: So versucht beispielsweise Makouta-Mboukou aus didaktischer Perspektive den Status des Französischen argumentativ als *langue étrangère* zu begründen, gerade damit es auch weiterhin Verbreitung findet und in der Reinheit der Sprache derjenigen Frankreichs ebenbürtig bleibt. Gleichzeitig verdeutlicht die Analyse, dass es unmöglich ist, die Aussagen dahingehend zu verallgemeinern, dass 'Afrikaner' diese und 'Franzosen' jene Einstellung hätten. Die Stellungnahmen liegen insgesamt quer zu solchen vordergründigen Einteilungen.

Als aufschlussreich erweist sich bei der Interpretation der Einstellungen auch ein genauerer Blick auf die Publikationskontexte. Schließlich schweben die Einstellungen nicht als kontextfreie Ideen im Raum, sondern sie hängen gemäß ihrer schriftlichen Verfasstheit, ihrem Charakter einer Veröffentlichung, in einem gehörigen Maße von den herrschenden Vertriebsbedingungen ab, die ökonomische und gesellschaftliche Machtbeziehungen spiegeln. Diesem Punkt gilt es in Zukunft noch stärker nachzuspüren, um so die Rezeption der Ideen und ihre Verbreitung besser beschreiben und erklären zu können. In Hinblick auf die paratextuelle Dimension ist vor allem auffällig, mit welchen Strategien den jeweiligen Autoren Legitimität zugewiesen wird. Besonders interessant ist dabei die Behandlung afrikanischer Wissenschaftler: Es wird bei ihnen in einem ansonsten unüb-

lichen Maße auf wissenschaftliche und sonstige Qualifikationen hingewiesen, um deutlich zu machen, dass ihren Stimmen tatsächlich Gehör zu schenken ist, sie somit ernst zu nehmen sind. Diese Art der Legitimierung entfällt erst in jenen Publikationen, die ganz offensiv den Anspruch vertreten, für das unterdrückte Afrika zu sprechen, wie zum Beispiel in der von Mongo Beti herausgegebenen Zeitschrift *Peuples Noirs – Peuples Africains*.

Insgesamt offenbart die Analyse, dass die Diskussion aber nach wie vor auf deutlichen Polarisierungen beruht, die Frankreich und Afrika, fremd und eigen gegenüberstellen. Mag dieses Denken zuweilen auch überholt wirken, so lässt sich doch auch die Evidenz dieser Einteilung nicht leugnen. Dabei ist die Gleichsetzung von Frankreich und fremd bzw. Afrika und eigen aus Sicht der Afrikaner jedoch möglicherweise in Auflösung begriffen. Afrika wird nicht mehr unbedingt als kultureller Monolith gesehen (wovon noch Senghor ausgegangen ist), sondern nationale oder auch ethnische Partikularitäten erfahren eine stärkere Berücksichtigung, so dass auch Afrikanisches als fremd erfahren werden kann.

3. Zwischen Kommunikation und Identität: Französisch in Kamerun

Auf der anderen Seite muss nicht mehr alles Französische reflexartig als fremd betrachtet werden, wie insbesondere das Beispiel Kamerun zeigt. Dieses zentralafrikanische Land steht im Zentrum der abschließenden Fallstudie, bei der sich die juristische mit der subjektiven Perspektive gezielt verschränken lässt. Es ging bei der Untersuchung der Sprachpolitik Kameruns weniger um Repräsentativität im Hinblick auf Sprachpolitik in Afrika allgemein – Kamerun weist als „Afrique en miniature“ ja eine überdurchschnittlich hohe Dichte an verschiedenen Sprachen und Kulturen auf –, sondern vielmehr darum, Entscheidungsprozesse und ihre Begründungen nachzuvollziehen. Dabei habe ich individuelle Einstellungen einiger von mir während eines Forschungsaufenthalts in Yaounde interviewten Wissenschaftler, Lehrer, Journalisten und Schriftsteller untersucht und diese als Ausdruck individueller Sprachpolitiken interpretiert. Denn erst über die Summe der Einstellungen ist der sprachpolitische Diskurs der kamerunischen Gesellschaft zu konstruieren.

Die offizielle Sprachpolitik Kameruns ist seit der Unabhängigkeit gekennzeichnet von dem ausdrücklichen Festhalten an den Sprachen der beiden letzten Kolonialmächte, Englisch und Französisch, wobei letztere Sprache aufgrund des demographischen Übergewichts innerstaatlich eine deutlich stärkere Position aufweist. Dabei zeigt sich die Schwierigkeit, wenn nicht gar Unmöglichkeit einer Sprachpolitik, eine für europäische

Verhältnisse kaum zu begreifende Sprachenvielfalt in den Griff zu bekommen: Während die *langues nationales* lange Zeit keine offizielle Unterstützung erhalten haben, sind für die Bewahrung und den Ausbau des Englischen und Französischen eine Reihe von rechtlichen Maßnahmen ergriffen worden, die unter anderem dazu geführt haben, dass Französisch in der Hauptstadt Yaounde mittlerweile zu einer Verkehrssprache geworden ist. Zwar stellt sich dies nicht in gleicher Weise in anderen afrikanischen Städten dar, aber besonders in Städten wie Yaounde oder Abidjan fällt auf, dass mehr und mehr Kinder nicht mehr mit einer autochthonen Sprache aufwachsen, sondern mit dem Französischen, das eben nicht mehr nur die Funktion einer Verkehrssprache erfüllt, sondern auch als Vernakularsprache dient.

In der Hauptstadt Kameruns leben Kinder, die nur noch das Französische beherrschen: Genau an dieser Stelle bekommt das Nachdenken über die Muttersprache seine Brisanz, weil deutlich wird, dass zumindest für diese Generation Herkunft, Kompetenz und Identität nicht in Bezug auf ein und dieselbe Sprache zutreffen. Dies wird von der Elterngeneration zutiefst bedauert, die zwar das Französische als *langue étrangère* ansieht und in der Regel für eine Förderung der *langue maternelle* plädiert, sich aber dennoch als unfähig erweist, dieser Entwicklung wirksam entgegenzusteuern. Zu groß scheint letzten Endes doch der Vorteil, sich des Französischen zu bedienen, zu groß die Hindernisse, die die Kinder davon abhalten, eine Sprache der Vorfahren zu lernen, die ihnen keinen konkreten Nutzen bringt. Dass traditionalistische Argumente hierbei eine vergleichsweise untergeordnete Rolle spielen, verdeutlicht auch die Behauptung mancher der frankophonen Interviewpartner, sich statt des Französischen in Zukunft gegebenenfalls der englischen Sprache bedienen zu wollen. Sie verkünden (ähnlich wie schon Mongo Beti), keine affektiven Bindungen an das Französische zu verspüren.

In dieser Situation gesellschaftlicher Vielsprachigkeit lautet die ausschlaggebende Frage aber, für welche Sprache sich die Menschen entscheiden, welche Sprache sie sprechen, mit welcher Sprache sie sich identifizieren wollen. Die von mir befragten Vertreter einer Bildungselite sind sich des Problems der Sprachenwahl jedenfalls überaus bewusst, jeder von ihnen ist mehrsprachig. Bei den Kindern hingegen zeigt sich eine Tendenz hin zur Einsprachigkeit, ein Trend zum Französischen, der in gewisser Weise vorwegnimmt, was viele Europäer in Bezug aufs Englische befürchten: die traditionell eigene Sprache wird zugunsten einer hegemonialen Verkehrssprache aufgegeben. Auf jeden Fall wird es, wenn dieser Trend anhält, in vielsprachigen Städten wie Yaounde schwer sein, die Kenntnis der *langues nationales* aufrecht zu erhalten, wenn weder die Eltern mit ih-

ren Kindern in ihren Muttersprachen sprechen, noch diese in den Schulen gelehrt werden. Auf der Straße fehlt bereits die Notwendigkeit.

Aus kommunikationspraktischer Sicht wirkt dieser Wandel unproblematisch, doch es bleibt die Frage der Identität. Wenn ausschließlich frankophone Afrikaner behaupten, sie könnten ihren innersten Gefühlen, ihrem Eigenen keinen adäquaten Ausdruck verleihen, so mag man dies als Indoktrinierung eines hegemonialen Identitätsdiskurses verstehen, der ja ebenfalls von den USA aus seinen Siegeszug um die Welt antrat. Das weitverbreitete Gefühl des Mangels ist indessen real. Eine Strategie, die dieser Selbststigmatisierung entgegenzuwirken versucht, besteht darin, eine neue Norm des Französischen zu postulieren, die nicht mehr auf die ohnehin fiktive Reinheit eines Französisch Bezug nimmt, wie es an den Ufern der Seine gesprochen wird, sondern dem Bedürfnis nach einer eigenen Norm Rechnung trägt. Doch auch hier zeigen sich gegenläufige Tendenzen: Während die einen sich für eine eigene, eine afrikanische (kamerunische, usw.) Norm aussprechen, fürchten die anderen, auf diesem Wege den sprachlichen Anschluss an die Gemeinschaft der Frankophonie zu verlieren. Die alltägliche Kommunikation vor Ort wird von einer Entscheidung über die Normfrage, wie sie auch ausfallen mag, wohl kaum betroffen sein; die Menschen biegen sich die Sprache(n) so zurecht, wie sie es benötigen. In diesen Fällen würde ich dafür plädieren, Französisch als eigene Sprache anzusehen. Für Frankreich hingegen steht die bislang sorgsam gehütete Einheit der französischen Sprache auf dem Spiel – doch möglicherweise ist das Zugeständnis an die frankophonen Staaten dieser Welt, ihre eigene Norm festzusetzen, die Voraussetzung dafür, ein positives Bekenntnis zum Französischen überhaupt zu gewährleisten.

Vor diesem Hintergrund scheint es mir umso gefährlicher, an der Idee festzuhalten, dass die Pflege einer traditionellen Muttersprache zwingend notwendig sei, um zu einem stabilen psychischen Gleichgewicht zu gelangen, wovon sich eine interviewte Lehrerin überzeugt zeigte. Ist es tatsächlich in jedem Falle sinnvoll, der Bevölkerung eines afrikanischen Landes zu einem Recht auf Muttersprache, verstanden als Sprache der Vorfahren, zu verhelfen? Es ist ohne Zweifel erstrebenswert, neben der praktischen Vertrautheit mit einer Sprache (seiner Sprache) auch eine epistemische Vertrautheit zu gewinnen, sich explizites Wissen anzueignen (wofür allerdings, dies sei nicht vergessen, ein entsprechender Unterricht gewährleistet sein muss). Doch ist dies angesichts der Heterogenität von Gesellschaften, für die Mobilität kein Luxus, sondern zuweilen überlebenswichtige Notwendigkeit ist, unabdingbar? Was geht den Menschen denn tatsächlich verloren, wenn sie nicht mehr die Sprache ihrer Vorfahren sprechen? Und wieviel Kultur verschwindet mit einer Sprache? Dies sind meiner Meinung

nach offene Fragen; ich schlage aber vor, die Konstruktion von Identität auch über den Aspekt der Kommunikation zuzulassen.

Die Welt ist aktuell einem Prozess der Globalisierung ausgesetzt, der möglicherweise zu einer Homogenisierung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt der Welt führen wird – zumindest durchzieht diese Befürchtung die aktuellen sprachpolitischen Debatten. Von der internationalen Völkergemeinschaft hat die UNESCO den Auftrag erhalten, dieses Erbe zu bewahren, doch kann sie allein nicht für deren Fortbestehen garantieren. Es bedarf hierfür zusätzlicher Anstrengungen auf staatlicher Ebene und es bedarf entsprechender Einstellungen und Handlungsweisen jener Menschen, die die vom Verschwinden betroffenen Sprachen sprechen. Doch die Anstrengungen sollten in einem akzeptablen Verhältnis zu dem Nutzen stehen, den ihre Pflege einbringt. Gerät Spracherhaltung zu einer rein konservatorischen Aufgabe, führt dies womöglich allein zu einer Fossilisierung von Sprachen und einer Folklorisierung ihrer Sprecher. Darum allein kann es nicht gehen.